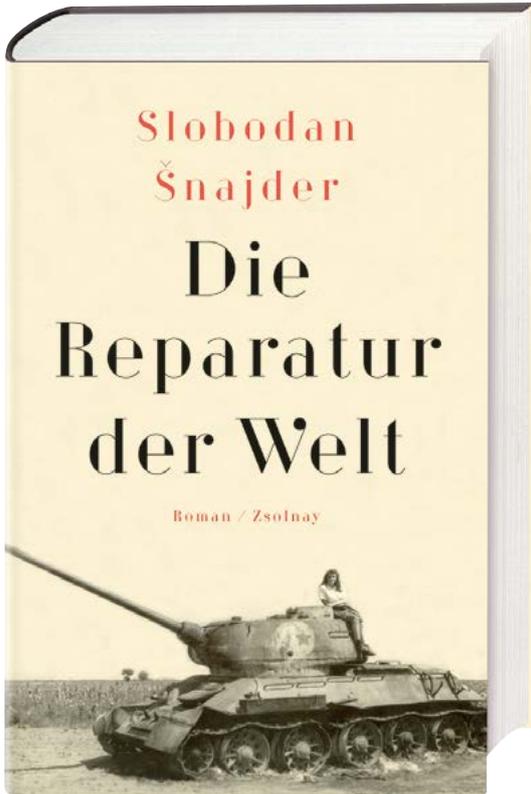


Leseprobe aus:

Slobodan Snajder
Die Reparatur der Welt



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2019





Slobodan Šnajder

Die Reparatur der Welt

Roman

Aus dem Kroatischen von
Mirjana und Klaus Wittmann

Paul Zsolnay Verlag

Die Originalausgabe erschien erstmals 2015 unter dem Titel
Doba mjedi im Verlag TIM press, Zagreb.

Dieses Buch erscheint mit freundlicher Unterstützung
des Ministeriums für Kultur der Republik Kroatien.

Die Herausgabe dieses Werks wurde gefördert durch TRADUKI,
ein literarisches Netzwerk, dem das Bundesministerium für Europa,
Integration und Äußeres der Republik Österreich, das Auswärtige Amt der
Bundesrepublik Deutschland, die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia,
KulturKontakt Austria (im Auftrag des Bundeskanzleramts der Republik
Österreich), das Goethe-Institut, die Slowenische Buchagentur JAK,
das Ministerium für Kultur der Republik Kroatien, das Ressort Kultur
der Regierung des Fürstentums Liechtenstein, die Kulturstiftung Liechtenstein,
das Ministerium für Kultur der Republik Albanien, das Ministerium für Kultur und
Information der Republik Serbien, das Ministerium für Kultur und nationale
Identität Rumäniens, das Ministerium für Kultur von Montenegro,
das Ministerium für Kultur der Republik Mazedonien,
die Leipziger Buchmesse und die S. Fischer Stiftung angehören.

traduki 

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-552-05924-5

© Slobodan Šnajder 2015

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe

© 2019 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Autorenfoto: © Dirk Skiba

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Foto: © Privatarchiv

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

Meinem Vater und meiner Mutter

Da sprach der HERR zu Mose: Mache dir eine eherne Schlange und richte sie an einer Stange hoch auf. Wer gebissen ist und sieht sie an, der soll leben.

Da machte Mose eine eherne Schlange und richtete sie hoch auf. Und wenn jemanden eine Schlange biss, so sah er die eherne Schlange an und blieb leben. DAS VIERTE BUCH MOSE, 21,8

Die Erziehung der Kinder, die mit Strafen zu Gehorsam gedrillt wurden, bescherte uns den Ersten Weltkrieg und im Zweiten die blinde Hörigkeit gegenüber denjenigen, die vom Glauben an den Führer-Rattenfänger besessen waren. CZESŁAW MIŁOSZ

I.

Transsilvanien

Der bunte Flötenspieler von Hameln

In Deutschland schreibt man ein Hungerjahr.

Es regnet ohne Unterlass, alles ist vermodert. Die Kartoffel ist noch nicht als Freund der Armen erkannt, manche ziehen sie nur ihrer schönen Blüten wegen. Stürme wälzen das Korn nieder. Auch die Kriege haben das ihre getan. Soldaten essen, säen aber nicht. Die Ställe stehen leer, kein Vieh ist zu hören, dafür wimmern die Häuser vor Hunger. Die Armut hat keine Freunde.

An den Herbstabenden sitzen die Männer um eine Öllampe, schweigen und rauchen ihre Pfeifen, die Frauen schneiden Kohl klein. Es gibt nichts anderes als Kohl, und der hängt allen zum Hals heraus.

An einem solchen Abend trat ein Unbekannter in den schwachen Lichtkreis der Öllampe. Weder konnte sich später jemand erinnern, wer ihn ins Haus gelassen, noch ob man ein Anklopfen gehört hatte. Er war von mittlerem Wuchs oder etwas darunter. Als er den Hut abnahm und sich tief verbeugte, sah man seine leuchtende Glatze. Er schien eine Schnauze zu haben, ja, er hatte statt der Nase einen Zinken und dazu noch einen gewaltigen Schnurrbart. Und doch konnte das ein menschliches Gesicht mit einem etwas ausgeprägten Profil sein. Aber alle schworen auf eine Schnauze. Man ist immer schnell dabei, einen Fremden schlechtzumachen. In dem Dorf hatte man seit dem Krieg keinen Menschen mehr gesehen, der nicht hier geboren worden war. Ob dieser eine Schnauze oder ein Gesicht mit einer großer Nase hatte, blieb ungeklärt; alle waren sich jedoch darin einig, dass es in der ganzen Erscheinung des Unbekannten etwas gab, das bei ihnen, ohne dass sie wussten, warum, Gänsehaut hervorrief. Dazu auch ein Schaudern, denn er war kein gewöhnlicher Mensch. Es ist so langweilig zu hungern. Der Unbekannte brachte Unruhe unter dieses Dach. Würde das gut ausgehen?

Einer der angeseheneren, jedenfalls stattlicheren Männer im Dorf griff zur Axt hinter dem Ofen, aber ein anderer fasste ihn an der Hand.

»Siehst du denn nicht, dass dieser Herr uns etwas sagen will?«

Der Unbekannte verneigte sich tief vor seinem Befürworter, schnäuzte sich (einige der Anwesenden behaupteten bis zu ihrem Lebensende steif und fest, dass er seinen Rattenschwanz einrollte und in die Hose stopfte) und begann seine Rede so:

»Meine Herrschaften! Erlaubt mir, mich an euch im Namen meines Herrn zu wenden, dessen gehorsamer Diener ich bin. Für ihn würde ich alles tun, und sagte er mir etwa: ›Geh zum Bach und ertrinke ein bisschen‹, würde ich es glatt tun. Meinem Herrn ist euer Leid wohlbekannt, ich komme in seinem Auftrag, um euch die Rettung anzubieten.« Die Frauen schoben die Berge kleingeschnittenen Kohls beiseite, rückten näher und setzten sich auf den Boden.

Der Unbekannte verneigte sich wieder.

»Schaut euch doch um: nichts als Not und Elend. In den Räucher-kammern gähnende Leere, die Ställe verödet, was es dort gab, wurde geschlachtet, im Dorf hinter dem Berg ist die Pest ausgebrochen. Von den Kartoffeln ist nur ein schwarzer, giftiger Brei geblieben. Ich weiß, dass früher Menschen mit ähnlichen Angeboten zu euch kamen. Ich weiß, dass es solche gibt, die die deutschen Lande bereisen und Kinder stehlen, was nachher den Zigeunern untergeschoben wird. In den deutschen Landen wissen alle von dem bunt gekleideten Flötenspieler, der die Bürger der Stadt Hameln in Niedersachsen schändlich betrogen hat. Er soll alle ihre Kinder entführt haben, sie sollen verschwunden sein, einfach so verschwunden, in einem Berg ... Aber das ist eine üble Verleumdung!«

... An der Stelle vollzog der Unbekannte eine seiner zeremoniellen Verbeugungen ...

»Meine Herrschaften! Wer hat je gehört, dass ein Berg sich wie ein Wolfsrachen öffnet?«

»Und wer hat je eine Ratte reden hören«, fiel ihm der älteste Bauer ins Wort, der später sogar noch auf dem Totenbett behauptete, der Un-

bekannte sei eine Ratte gewesen, eine sehr große, etwas wie eine Über-
ratte.

»Jemand muss doch reden! Ihr aber tut nichts als schweigen und
leiden! Wäre unter euch ein richtiger Mann, würde er verstehen, was
ich euch sagen will. Ihr braucht einen Führer!«

»Wir wissen, dass in jener Stadt Hameln nahe Hannover ein wan-
dernder Scharlatan versprach, die Stadt von den Ratten zu befreien,
und dann mit seinem Flötenspiel die Kinder entführte, von denen
man nie mehr etwas gehört hat. Man hätte ihn mit einer Axt totschia-
gen sollen.«

»Das ist eine traurige Geschichte«, sagte der Unbekannte. Aber jede
Geschichte hat zwei Enden: Das erste wird nach einem Tag mühseligen
Hackens und Pflügens erzählt, das zweite am Tag des Herrn.«

»So nenn uns denn das erste Ende.«

»Der Tod, natürlich, und sterben kann man überall.«

»Und das Ende für den Sonntag?«

»Transsilvanien.«

Keiner der Anwesenden hatte je etwas von diesem Land gehört.

Ein Schweigen erfüllte die Stube und breitete sich auch unter an-
deren Dächern aus. Das ganze Dorf lauschte. Die bis dahin geführten
Gespräche versiegten.

»Etwas Aufmerksamkeit, meine Herrschaften, unterbrecht mich
bitte nicht, sonst verliere ich den Faden, und wenn ich den Faden ver-
liere, seid auch ihr verloren.«

Der Mann, der ihn als Erster anfallen wollte, griff wieder zur Axt.

»Meine Herren«, verbeugte sich der Unbekannte, »hört zu, was ich
euch zu sagen habe, danach könnt ihr mich erschlagen, falls es euch ge-
lüstet, einen Fremden zu töten. Das ist immer leicht getan. Aber wozu,
wenn ich euch eine gute Nachricht, ein neues Evangelium bringe.«

»Von dieser Sorte gibt es hier Legionen. Bei der Kirchweih kann
man für eine kleine Münze von einem Hasen oder von einer bärtigen
Frau eine gute Nachricht bekommen.«

»Aber ihr wisst wenig, darum habt ihr auch keine Ahnung, wo das

Glück auf euch wartet. Hinter den sieben Bergen, die ihr einigermaßen kennt, liegen andere und wieder andere, die euch unbekannt sind. Durch diese Berge hindurch fließt ein großer Strom, den man mit etwas Glück sorglos und preiswert befahren kann. Nachdem er die Berge hinter sich gelassen, durchquert der Strom eine Ebene. Die Erde dort ist schwarz und so fruchtbar, dass man schon eine Woche nach der Aussaat ernten kann. Das ist jenseits der großen Wälder, die niemandem gehören und wo man nicht wegen eines gesammelten Bündels Holz ausgepeitscht wird. Dort in der Ferne liegt Transsilvanien. Dort wird es euch gutgehen, hier gibt es für euch kein Leben, hier werdet ihr verenden zusammen mit den Ratten, da braucht euch kein Flötenspieler aus Hameln die Kinder zu rauben; ihr werdet an Hunger und Pest sterben oder von uniformierten Säufern erschlagen.«

Schweigen breitete sich aus. Nur der Regen war zu hören, der weiß zum wievielten Mal in diesem Hungerjahr herunterprasselte.

»Wenn diese Erde so gut ist, warum bearbeitet sie niemand?«

»Für diese Erde ist kaum ein Pflug vonnöten.«

Unter dem Dach war es still, als hätte auch der Regen aufgehört.

»Wenn die Erde so gut ist, wird sie bestimmt jemandem gehören.«

Der Unbekannte verneigte sich: »Freilich. Alle gute Dinge haben ihren Besitzer.«

»Mir scheint«, sagte einer, »dieser Geselle will uns für das Heer anwerben! Am besten«, flüsterte er, »wir bringen ihn nach draußen und erschlagen ihn hinter dem Haus.«

Obwohl diese Worte hinter der Wand aus Kohlköpfen geflüstert wurden und man sie gar nicht hören konnte, vernahm der Unbekannte sie.

»Lasst mich wenigstens ausreden. Mein Herr hat viele Besitztümer in Transsilvanien. Dort gibt es keinen Hunger, keine Not.«

»Aber wenn die Erde dort so fruchtbar ist, warum geht dein Herr nicht selbst zum Acker und besamt ihn?«

In diesem Augenblick begannen einige zu glauben, es sei vielleicht doch etwas Wahres an dem, was der Mann erzählte.

Unter diesem Dach bildeten sich zwei Parteien: Die einen waren dafür, dass man den Fremden auf der Stelle erschlug, die anderen fanden, man müsse ihm eine Chance geben. Die Angeseheneren unter den Männern zogen sich in einen anderen Raum zurück, um zu beraten, was zu tun sei.

»Meine Herrschaften! Wenn ich richtig sehe, seid ihr sehr uneins«, sagte der Unbekannte, als die Männer aus den Kohlköpfen zurückkehrten. »Deshalb leidet ihr so große Not, deshalb knurren eure Mägen. Ihr braucht einen Führer. Selbst einer, den ihr auf der Stelle töten würdet, ist besser als gar keiner. Ich kann euch nicht als solcher dienen, da ich selbst schon geführt werde. Aber einen besseren als meinen Herrn werdet ihr nicht finden, dafür verbürge ich mich, denn ich habe auch keinen besseren gefunden. Darf ich mich jetzt verabschieden?«

Da die Abstimmung unentschieden ausfiel, wurde ihm das gewährt.

»Bereitet euch vor! Zu gegebener Stunde werdet ihr mehr wissen. Dann und nicht früher komme ich wieder!«

Der Unbekannte verschwand, aber, wie alle beteuerten, nicht durch die Tür. Offenbar war er durch ein Loch in der Wand geschlüpft, das bis dahin niemand bemerkt hatte. Man konnte annehmen, er sei ein Gedanke aus der Vergangenheit. Gar niemand glaubte, dass er aus der Zukunft kam. Die Gedanken, sogar die schlimmsten, kennen keine Hindernisse. Sie werden nicht legitimiert, dringen durch Wände, reisen schnell. »Dann komme ich wieder!« Die Worte, mit denen der Unbekannte sich verabschiedet hatte, klangen allen noch in den Ohren. Man wusste nicht recht, ob sie eine Drohung oder eine Verheißung waren. Transsilvanien? Das Land hinter sieben Bergen? Jenseits der Wälder?

Nach dem Urteil der Klügsten unter ihnen lag das in großer Ferne, irgendwo am Rande der Erdscheibe. Von diesem Rand könne man unsicher in ein Nichts stürzen, aber wo bliebe dann das Glück? Das wäre wie – ersaufen. So wie alle Ratten von Hameln ersoffen sind. Allerdings waren sie am nächsten Tag in einer anderen Stadt wieder auf-

getaucht, damit das ganze Spiel noch einmal von vorne begann. Ein Gauner war dieser Flötenspieler von Hameln, mit allen Wassern gewaschen, mit allen Farben bemalt. Und die Jugend ist immer gutgläubig, sie lässt sich nicht belehren.

Die Mär von dem Unbekannten, vielleicht von einer Ratte mit menschlicher Stimme, verbreitete sich in den deutschen Landen mit der Geschwindigkeit von Gedanken. Doch genauso schnell verschwand sie wieder, als frischer Saft in die Obstbäume stieg und das neue Korn keimte.

Der kaiserliche Werber

Wieder schrieb man ein Hungerjahr, das Jahr 1769 nach Christi Geburt. Auch die Kempfs hungerten, auch der junge Georg Kempf, der in ihren Schoß hineingeboren war, ohne dass jemand ihn danach gefragt hatte. Er war wendig, sah gut aus, hatte goldene Hände. Eine Zeitlang ging er bei einem Wagner in die Lehre, dann kehrte er in sein Vaterhaus zurück, weil die Erde eine Arbeitshand benötigte. Deshalb hatte er sein Handwerk nur zur Hälfte gelernt. Er war schon in heiratsfähigem Alter, aber im Herbst gab es noch keine Hochzeitsfeier, denn was hätte man der Hochzeitsgesellschaft anbieten können?

Dennoch beschlossen die Kempfs, einen Brautwerber zu einem der Mädchen im Dorf zu schicken. Sie gehörte nicht zu den Hässlichsten, hatte sogar eine kleine Aussteuer. Aber den jungen Kempf zog es in die weite Welt. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, er sei für etwas Besseres bestimmt.

Es goss wie aus Kübeln, als ein Unbekannter an die Tür klopfte. Hätte es nicht geregnet, hätte man ihn zu dieser Stunde nicht hereingelassen, obschon die Hunde sich wieder beruhigt hatten. Er sah übrigens recht anständig aus, und dazu noch empfahl ihn die Uniform eines Beamten der Kaiserin.

Der Unbekannte verbeugte sich und stellte sich gleich vor: »Man

schickt mich aus Wien. Ich komme im Auftrag der erlauchten Kaiserin und bringe Papiere der Wiener Kanzlei!«

Sie boten ihm an, was sie im Haus hatten, und das war so gut wie nichts. Angst empfanden sie nicht, weil in der letzten Zeit viele Häuser in der Nachbarschaft solche Besuche bekommen hatten.

Der Mann schob die Schüssel beiseite und sagte, er habe keinen Hunger, sie aber wohl, das könne man sehen.

»Unter diesem Dach herrschen Unglück und Elend. Wie viele Morgen habt ihr?«

»Wenige«, antwortete der alte Kempf. »Und was wir säen, zertrampeln uns die Herrschaften bei der Hasenjagd.«

»Ihr sollt keine Hasen sein. Vielmehr Füchse und Wölfe. Macht etwas aus eurem Leben. Es ist höchste Zeit.«

»Warum? Gibt es hinter den Bergen wieder die Pest? Rüstet der Hof zu einem Krieg? Wir werden das überleben.«

»Mag sein, dass ihr überlebt, aber warum solltet ihr nicht besser leben? Wozu hier vermodern, die Armut ertragen, die Willkür der Herren erdulden ... Vergewaltigen sie eure Frauen?«

»Nein«, sagte der alte Kempf, düster im Gesicht, »nicht mehr.«

»Vermutlich steht der Graf nicht mehr voll im Saft.«

»Er wird bald sterben. Aber dann kommen seine Söhne aus Paris, und alles fängt wieder von neuem an.«

Die Bauersleute schwiegen.

»Ein neuer Krieg steht doch bevor, das stimmt.«

»Bloß das nicht!«, rief der alte Kempf aus.

»Hier die gute Nachricht für euch, hier das neue Evangelium: Die gnädige Kaiserin Maria Theresia will ihre Ländereien besiedeln lassen. Sie kennt euer Elend.«

»Daran, dass sie das Elend der Bauern kennt, wagen wir nicht zu glauben. Aber wie geht es der Kaiserin?«

»Die Kaiserin ist traurig.«

»So etwas hat man doch noch nie gehört, dass die Kaiserin traurig ist.«

»Wie wäre euch zumute, wenn ihr vom Unkraut überwucherte Äcker, leere Ställe, Brandstätten anstelle der früheren Häuser sehen müsstet?«

»Ja, das wäre traurig anzusehen.«

»Nun, gerade darum ist sie traurig.«

»Ihr behauptet, die Erde ist gut und leicht zu pflügen und fruchtbar. Warum bearbeitet sie dann keiner?«

»Endlich eine kluge Frage. Bis gestern wurde sie von den Türken bearbeitet.«

»Und heute wollen sie es nicht mehr tun?«

»Sie möchten schon, sind aber vertrieben worden. Und jetzt ist dort niemand mehr. Es ist lange her, dass der erlauchte Heerführer, Eugen von Savoyen, dort seine Siege gefeiert hat. Die Felder liegen brach, die Dächer sind eingestürzt. Sogar die Gräber verschwinden. Diese Länder sind jetzt im Besitz der Kaiserin. Werdet doch ihre Kolonisten!«

»Wo soll ich, ein Sack alter Knochen, hin«, entgegnete der Vater Kempf.

»Sollen die Jungen hin. Wenn sie es gut antreffen, holen sie euch nach.«

»Hörten die Knechte des Grafen, was wir unter diesem Dach sprechen, würden sie uns grün und blau schlagen.«

»Die Kaiserin wird über euch wachen. Sie ist die klügste Herrscherin, die die Welt bisher gesehen hat. Ihr werdet den großen Strom namens Donau befahren, und zwar zu geringen Kosten. Die Fahrt bezahlen wir.«

»Wo befindet sich dieses Land?«, fragte schließlich der junge Kempf, der schon halb beschlossen hatte, dem Werber zu folgen.

»Hinter den sieben Bergen, jenseits der großen Wälder: Transsilvanien.«

»Dort fließen Milch und Honig, dort soll Kanaan, das verheißene Land, sein?«

»Ich verspreche euch nicht Milch und Honig, und die Länder ha-

ben verschiedene Namen. Aber ich, so wie ihr mich im Gewand eines treuen Dieners der Kaiserin seht, verbürge mich dafür, dass dort, wohin ich euch führe, diejenigen, die fleißig im Schweiß ihres Angesichts arbeiten und auch sonst redlich sind, gut und zumindest in mäßigem Überfluss leben werden. Wien schenkt jedem Kolonisten Land für ein Haus und einen dazugehörigen Garten, Ackerland, einen Pflug und eine Kuh ... und bezahlt, wie ich schon sagte, die Flussfahrt ... In jedes neue Dorf kommt ein Pfarrer.«

»Sie wollen uns Land, einen Pflug und eine Kuh geben?«, jubelte der junge Kempf. Ihre Kuh hatten sie schon vor einem Monat aufgegessen. Und auch einen Pfarrer? Die Kuh ist viel wichtiger als der Pfarrer, dachte er.

»Und was für ein Land! Du brauchst nur darauf zu spucken, eine Woche später kannst du mähen und ernten. Der kaiserliche Hof wird die ersten fünf Jahre die Steuern erlassen, bis die Kolonisten auf eigenen Beinen stehen. Das heißt, ihr werdet nicht zu Frondienst verpflichtet.«

»Wer glaubt noch an solche Wunder«, protestierte der alte Kempf.

»Für den Glauben braucht man Kraft, mein Herr.«

Der kaiserliche Werber stand auf.

»Wo wollt Ihr hin, Herr, bei diesem Regen?«

»Zu euren Nachbarn. Es gibt übrigens nichts Schöneres, als einen Nachbarn neben dem anderen anzusiedeln.«

»Wir haben noch nicht zugesagt«, bemerkte der alte Kempf.

»Schaut euch um. Schätzt ab, was euch hier erwartet. Und was ihr dort hättet. Wenn die Stunde kommt, werdet ihr mehr erfahren.«

»Schlimmer kann es nicht werden«, sagte der junge Kempf, und der Diener der Kaiserin sah in ihm schon eine Erwerbung. Sein Verdienst zählte man in Menschenseelen.

Zwei Wochen nach dem Besuch des kaiserlichen Werbers sitzen die Kempfs am Eichentisch nach dem Abendbrot, wenn man das, was sie gegessen haben, so nennen kann. Die Männer rauchen ihre Pfeifen,

die Frauen putzen den Kohl, die Kinder, diese zottigen Äffchen, lausen einander unter dem Tisch.

Am nachdenklichsten ist der junge Kempf.

Der Abend vergeht in nahezu völliger Stille. Man hört deutlich die Mäuse an der Wand kratzen und die Ratte in der fast leeren Vorratskammer ihr Unwesen treiben. Sie ist gerade dabei, den Glauben an die Menschen zu verlieren, und das ist für jede Ratte ein Zustand der Agonie. Schon den fünften Tag regnet es ohne Unterbrechung, eine schwarze Wolke hat sich auf dem Hausgiebel niedergelassen, als wäre er ihr Sattel; jedes Mal, wenn die Wolke sich bewegt, ergießen sich auf das Haus und die Äcker neue Kübel des verhassten Regens.

Den gestrigen Tag hatte der junge Kempf auf dem Kirchhof verbracht, wo die Kempfs schon seit Jahrhunderten beerdigt werden; er unterhielt sich mit dem Pfarrer, verriet ihm aber nichts über den kaiserlichen Werber. Sie sprachen über die Seele und darüber, ob es eine große Sünde ist, sein Elternhaus zu verlassen und ins Ungewisse zu ziehen. Wider Erwarten sagte der alte Geistliche: »Gott wird dich überallhin begleiten.«

Abgesehen vom alten Pfarrer hatte Kempf niemanden, mit dem er sprechen konnte. Die von der Zeit angenagten Grabsteine konnten ihm weder ja noch nein sagen. Er versuchte sich zu erinnern, ob man am Tisch je davon gesprochen hatte, woher die Kempfs stammten. Nein, er hatte nie etwas davon gehört. Er schloss, sie seien hier, ums Haus herum, entstanden wie der Mais oder die Erbsen. Aber das war zu den goldenen Zeiten, als Gott auf der Erde wandelte, als sich nicht nur die Menschen auf den Feldern sprießend vermehrten, sondern es für sie alle Erbsen und Mais im Überfluss gab. Es gab nicht zu viele Münder zu füttern. Das goldene Zeitalter war nun vorbei, eine Weile lebte man noch schlecht und recht im silbernen Zeitalter, aber dann begannen alle miteinander Kriege zu führen, sich gegenseitig an jeder Türschwelle abzuschlachten, in die Furchen statt Samen Hass zu säen. Eiserne Pflüge waren besser als die hölzernen, auch die Schwerter schnitten besser als die aus Bronze, aber beim Wetteifern der Pflüge

und der Schwerter war der Mensch der Verlierer. Der Mensch ist nämlich von allen Geschöpfen das einzige, das immer verliert, und der Fortschritt scheint nur im Verlieren des Menschen zu bestehen. So sinnierte der Kempf-Sohn über die Pfützen springend: Ein neuer Hesiod war in Deutschland erschienen, hinterließ aber keine Spur. Dieses Buch ist die erste und einzige Erinnerung an ihn.

Der Nieselregen hörte nicht auf, aber in der Luft spürte man das Nachlassen der Kälte. Eigentlich war das noch kein Wetter zum Spaziergehen, er wollte jedoch die letzte Gelegenheit nutzen, die Gräber seiner Urväter zu besuchen. In seinem Kopf jagte ein Gedanke den anderen, jeder neue stolperte über den vorigen. Kempf kam ganz durchnässt nach Hause. Den Rest des Tages verbrachte er dösend auf dem Ofen. Wer wird wohl hinter dem Pflug gehen, wenn sein Platz auf dem Ofen leer bleibt?

Alle im Haus begriffen, dass mit ihm etwas geschah, niemand wagte es, ihn in seinem Halbschlaf zu stören.

Man kann sich vorstellen, dass in einem Augenblick eine Ratte vor ihm erschien und ihn mit menschlicher Stimme ansprach, und zwar so, dass nur er sie vernahm.

Was die beiden miteinander sprachen, ist nicht überliefert.

Die Hausbewohner lauschten dem lange, denn es gab wenig Arbeit, und daher kam ihnen nicht der Schlaf.

Etwa kurz vor Mitternacht stieg der Kempf-Sohn vom Ofen herunter, schlug heftig mit der Hand auf den Tisch und rief: »Ich gehe nach Transsilvanien.«

Der alte Kempf widersetzte sich dem überraschenderweise nicht. Er sagte sogar, ihm sei seit Tagen klar, dass Georg gehen würde. Er gab ihm seinen Segen und seine Pistole aus der Zeit, als der berühmte Große Krieg in dieser Gegend wütete, in dem die Katholiken und die Lutheraner einander jagten und sich bis dahin undenkbbare Grausamkeiten antaten.

»Wohin du auch gehst, sollst du wissen, dass es nur einen Gott gibt«, sagte der Vater, worauf ihm Georg die Hand küsste. »Sei anständig,

nimm dich in Acht vor bösen Menschen und verrückten Frauenzimmern! Hüte dich vor Krankheiten, achte Gott, vergreife dich nicht an fremdem Gut, vergiss uns nicht!«

Mutter zog sich zurück, um die Abreise des Sohnes vorzubereiten, Mitternacht war schon vorbei, die Stunden jagten einander hechelnd. Sie wusste nicht recht, was sie ihrem Sohn für eine so große Reise einpacken sollte. Was nimmt man mit nach Transsilvanien? Soll sie ihm die Zwille mitgeben, die ihm der Vater gemacht hatte, als er noch ein kleiner Junge war? Die Flöte, die er sich selbst geschnitzt hatte? Die Angelrute und die Haken?

Man flüchtete nachts, wenn die Knechte des Grafen schliefen, denn die Begegnung mit ihnen und mit seinen Hunden konnte verhängnisvoll sein. Der Regen hatte aufgehört, der Himmel hellte sich auf, die Milchstraße schimmerte üppiger denn je. Sogar die Grillen waren zu hören, wohl das erste Mal in diesem Jahr. Sie hatten sich wirklich beeilt.

Spät in der Nacht zogen die jungen Männer fort, von denen manche fast noch Kinder waren, mit Säcken auf dem Rücken, mit Kisten und Brotaschen. Geleitet wurden sie von dem kaiserlichen Boten, und zum ersten Mal sah man, dass er ein wenig hinkte. Nach drei Meilen Fußmarsch – im Osten ging schon die Sonne auf – stand ein Gespann bereit, das der Werber der Kaiserin für sie gemietet hatte. Das Ziel der Gruppe, in der sich Kempf einsam fühlte, weil er niemanden kannte, war Ulm, wo das Floß der gütigen Kaiserin ungeduldig auf sie wartete. Die nächsten zwei bis drei Wochen sollte dieses Gefährt Kempfs Heimstatt auf dem Wasser sein.

Nachdem er sich aus dem Haus gestohlen hatte, stellte Kempf fest, dass außer ihm keiner aus seinem Dorf ging. Ob seine Entscheidung gut oder schlecht war, wird sich noch zeigen.

Urvater Kempf dümpelt nach Transsilvanien

Kempfs Heimstatt auf dem Wasser ist bunt wie das Zelt vor der Kirche bei der Wallfahrt, wo verschiedene Exemplare des Menschengeschlechts sowie von anderem auf der Erde Geborenem zum Bestaunen ausgestellt werden. Hier gibt es zwar keine Frau mit Bart, kein Kalb mit zwei Köpfen, und niemand preist lauthals seine wundertätige Salbe an. Hier ist aber ein Türke, ein Kaufmann, der von weit her, gar aus Hamburg kommt, wo er ein Magazin mit Teppichen sein Eigen nennt; hier ist ein Jude, ein polnischer Chassid, hier sind Lutheraner, deren Unruhe mit dem Nahen der Grenze wächst ... In einem Holzverschlag quiekt ein Ferkel. Was es auf der Welt nicht alles gibt, denkt Kempf.

Der Türke trägt eine weite Hose aus hellrotem Tuch, einen langen Kaftan, einen breiten mit Goldfäden durchwirkten Gürtel und auf dem Kopf einen Turban – weiß und violett. Der Kapitän des Floßes ist viel herumgekommen, er weiß, dass der Türke ein Sunnit und Kaufmann ist. Das erkennt man, wenn nicht an anderem, am Turban. Die grüne Farbe ist nämlich der Hohen Pforte vorbehalten, die Offiziere der Janitscharen und die Imame tragen anders geformte Turbane. Die Türken achten sehr auf Farben und Formen.

Mit dem Türken reisen auch seine Diener. Sie gehen ihm ununterbrochen zur Hand, insbesondere wenn er nichts braucht; sie sind ständig auf den Beinen und achten auf jeden Wink von ihm. Manchmal muss er sie vertreiben wie lästige Fliegen. Der Türke fährt mit diesem schrecklichen Floß bis zu einem Ort, der Wolkowar heißt, dort will er sich einer Karawane anschließen. Sein Reiseziel ist Sarajevo. Er wundert sich sehr, dass Kempf nie von den Opanken aus Sarajevo gehört hat, die er ihm jetzt geradezu unter die Nase hält. Dieser Mann bedient sich einer Sprache, die man mit viel Wohlwollen für einen zwar nicht existierenden, aber doch deutschen Dialekt halten könnte. Schließlich hat er Lagerhallen in Hamburg, ist wohlhabend und vielgereist.

Sobald sie Ulm verlassen hatten, bewirkte der Türke, dass man das Schwein am anderen Ende des Floßes unterbrachte, weil ihm dessen Gestank und Grunzen keine Ruhe gewähren würden.

Der Jude hat einen schwarzen Mantel an, an den Füßen trägt er schwarze Stiefel. Das wahre Wunder aber befindet sich auf seinem Kopf: ein Hut – *shtreimel* wird er in seinem Galizien genannt –, den nimmt dieser Chassid nie ab. Er muss teuer gewesen sein, denkt Kempf. Der ist mindestens aus sieben Zobelschwänzen gemacht! Davon hat Kempf in seinem Dorf gehört, denn dort tauchten nicht selten fahrende Händler auf, die alle Juden waren. Die Zobelschwänze auf dem Kopf dieses Juden kann Kempf jedoch nicht zählen, und er traut sich nicht, ihn danach zu fragen. Der Chassid sitzt auf einem Fass, düster, vollständig in seine Welt eingetaucht.

Die Schwänze zählen, wie Flöhe bei ihm zählen. Nicht schön.

Die Stirn des Kapitäns ist von tiefen Furchen durchzogen, seine Nase groß. Man sagt, das deute auf Lepra hin. Aber da die Leprakranken eine Speerlänge Abstand von den Gesunden halten müssen, hätte ihm in diesem Falle niemand das Floß anvertraut. Einmal wagt Kempf es, einen Burschen von der Besatzung nach diesen Furchen zu fragen, und erwähnt dabei auch die große Nase des Kapitäns. Die Antwort lautete, der Kapitän sei schon so zerknautscht auf die Welt gekommen, seine Stirn ähnele dem Taschentuch eines sitzengebliebenen Mädchens, und seine große Nase rühre vom Saufen her. Der Kapitän behandelt seine Leute sehr grob von oben herab, und dass er die Reisenden nicht verprügelt, ist auch alles. Die Besatzung ist für die großen Riemen zuständig, die als eine Art Steuer dienen. Das Floß ist dem großen Strom überlassen, der zeitweise mit ihm wie mit einem Spielzeug umgeht. Die Riemen, von denen der eine vom Dach des Holzhäuschens in der Mitte des Floßes bedient wird, stellen die einzige Möglichkeit dar, einem todbringenden Strudel oder einem anderen Unglück, etwa dem Aufprall auf ein Riff, zu entgehen. Das Floß – große mit dicken Seilen verschnürte Baumstämme – schwimmt der Gnade des Stroms anvertraut der fernen Mündung entgegen. Gelegentlich

sieht man Pferde Flöße flussaufwärts schleppen, was die Reisenden peinlich berührt. Die meisten bedauern das Leiden der unschuldigen Tiere. Der Kapitän meint, jeder lebe sein Schicksal. »Aber auch sie sind Geschöpfe Gottes«, murmeln einige, »es ist nicht schön, die Tiere so zu quälen.«

In einem Augenblick erfasst Kempf aufgrund der Hektik der Besatzung und der plötzlich ernst gewordenen Miene des Kapitäns, dass eine Gefahr droht.

Der Albtraum aller, die im 18. Jahrhundert von Ulm aus die Donau stromabwärts fuhren, waren die Düppsteiner Klippen – zu jener Zeit zwei Reisetage von dem Städtchen Engelhartzell entfernt; diesen Namen sprachen die Donauflößer nur flüsternd aus. Nichtsdestotrotz fuhr man, weil man fahren musste.

Eine Quelle besagt: »Die Riemen wurden eingezogen, die Besatzung forderte die Reisenden auf, ein jeder solle in seiner Sprache das Vaterunser oder etwas Ähnliches beten.«

An der erwähnten Stelle zieht nämlich ein entsetzlicher Strudel die Reisenden unter Wasser zu einem Schloss, in dem der Donau-Zar thront und wo graue Riffe das Floß bedrohen. Auf dem Grund des Stroms prangt ein Glaspalast, in dessen Mitte eine lange Tafel steht, an der der Zar in Gestalt eines riesigen Welses mit seinen Untertanen sitzt, während große funkelnde Fische mit ihren schimmernden Schuppen das Festmahl beleuchten; auf dem Tisch sind Einmachgläser aufgereiht, gleich solchen, in denen man eingekochtes Obst aufbewahrt; darin stecken die Seelen der Ertrunkenen. Einige Gläser sind noch leer, in Wartestellung; die vollen liebkost der Wels-Zar mit seinem großen Schnurrbart.

Der Türke rollt sofort seinen Gebetsteppich aus und beginnt, sich unablässig verbeugend, zu beten; der Jude schickt seinem Gott eine dringende Nachricht; die Christen sagen laut das Paternoster auf.

Jahve Gott Allah

werden angerufen, und jedem von ihnen beteuern die innigen Bittsteller, er sei

DER EINZIGE.

Nur der Gott der Christen wird noch durch drei geteilt.

Mit dem Herannahen an den Strudel schwindet aller Mut, die Kraft reicht nur noch zum Flüstern ...

Allahu akbar ... Allmächtiger ... Einziger Vater ... Allahu akbar ...
Größter ... Allmächtiger ... Vater unser, der du bist ...

Wie mit Gold- oder Silberfäden auf Tuch gestickt, schreibt das hin- und hergeworfene Babylon auf dem dunklen, beinahe schwarzen Wasser seine Botschaften in einer Mischung aus Arabisch, Süddeutsch, Hebräisch, Polnisch ... Das Floß schrumpft plötzlich, wirkt wie ein hilfloser, von einer fürchterlichen Macht umhergeschleuderter Holzspan. So winzig, dreht es sich jetzt im Strudel als Kirche unter dem Zeichen des Kreuzes, als Synagoge, als Moschee.

Dieses babylonische Durcheinander stört den Einzigen wohl nicht. Diese Menschen da bauen keinen babylonischen Turm, um des Einzigen Fußsohlen zu kitzeln, sie werden vielmehr am Ende der Fahrt, wo immer das auch sein mag, auseinanderstieben wie die Samen einer Pustelblume. Außerdem sprechen die Reisenden nicht miteinander, sondern direkt zu Gott in der Höhe. Warum sollte er also ihre Sprachen durcheinanderbringen?

Gott wird sie genauso erhören wie den Kapitän und seine Leute; sie beten nicht mehr, sie klammern sich jetzt an Holzstücke, Fässer, Truhen; denen und nicht dem Gottvater vertrauen sie, wenn der Strudel das Floß zu verschlingen oder die Strömung es gegen eine Klippe zu schleudern droht. Sie wissen gut, dass ihre Aussichten halbe-halbe stehen. Die Reisenden gehören alle Völkern des Buchs an. Es sind drei Völker, die Bücher sind drei und dennoch nur eins: das Buch! Für sie geschieht das jetzt alles zum ersten Mal.

Jeder auf dem Floß denkt zerknirscht an das Äußerste: an die ersten und die letzten Dinge. Selbst die besser Gekleideten verhalten sich wie Büsser im ziegenhärenen Hemd. Die Reisenden, von der Besatzung ganz zu schweigen, sind über die Gefahren unterrichtet. Die Agenten in Ulm versuchten sie zwar zu beruhigen, alle wissen jedoch, dass jedes

zweite Floß untergeht, und dass man von vielen Reisenden auf dieser Strecke nie mehr etwas gehört hat. Auch dieses Floß, das Floß des Urvaters Kempf, befindet sich jetzt in Gottes Hand. Die Aussichten stehen halbe-halbe.

Die Reisenden halten sich an der Reling fest, wenn man ein paar in die Stämme gerammte Stöcke als solche betrachten kann, und versuchen abzuschätzen, wie viele Sekunden ihnen bis zum endgültigen Schlag bleiben, bis zu dem Augenblick, in dem das Floß sich noch einmal über dem Schlund des wildesten Strudels um die eigene Achse dreht und vielleicht an einem Riff zerschellt. Jeder betet den Vater im Himmel an, so wie er es gelernt hat, der Chassid mit dem langen Bart singt Psalmen, der Moslem verbeugt sich pausenlos über seinem Gebetsteppich ...

Das Floß kam durch.

Das Floß kam durch, denn wäre es zerschellt, wäre ich nicht geboren und dieses Buch gäbe es nicht, was vielleicht auch kein großer Schaden wäre.

Es ist ungewiss, welches Gebet geholfen hat. Möglicherweise gefiel es Gott, dass es so viele waren. Oder war der Wasserstand der Donau nach der Schneeschmelze im Frühling höher als sonst? Vielleicht war er sogar niedrig, und der Strudel nicht so wild? Ich glaube jedenfalls nicht daran, dass Gott in der Höhe an meiner Geburt besonders interessiert war, er ist ja der Vater von so vielen.

Die Düppsteiner Klippen hatten in der Tat schon manche Hoffnung absaufen lassen. Gelegentlich fand Gott wohl unter den angebotenen Sprachen nicht die, die er ohne Wörterbuch verstehen konnte. Vielleicht hatte er manchmal auch einfach keinen guten Tag. Obwohl Gott polyglott ist, hatte er sich seinerzeit fürchterlich wegen Babylon aufgeregt; dicke Wörterbücher mag ja niemand. Schließlich war auch der Kapitän das Risiko eingegangen, dass sich ein Sünder auf das Floß geschlichen hatte, der in den Augen Gottes nicht gerettet werden durfte. Dabei schloss er sich selbst, einen Mörder und Beutelabschneider, aus. Der Kapitän war doch zugleich Unternehmer, der Herr des Floßes,

nun beförderte er eine bunte Gruppe vorwiegend armer Leute, Kolonisten der Kaiserin, die ihr ganzes Hab und Gut verkauft hatten, um überhaupt mitfahren, um es überhaupt riskieren zu dürfen. Mit sich führten sie, was übrig geblieben war und man mitnehmen konnte. Zum Beispiel dieser Kempf, ein Jüngling, der jahrelang in eine Lehre gegangen war, suchte jetzt jemanden, dem er sein Können verkaufen könnte, dabei hatte er nichts fertig gelernt. Auf Flößen reisten zu jener Zeit auch Soldaten, Söldner, Säufer, die ebenfalls jemandem ihr Handwerk anboten oder von der Ausübung desselben zurückkehrten, häufig mit Wunden übersät, auf denen sich Schwärme von Fliegen versammelten. Man konnte sich auch Frauen vorstellen, die für das Floß kein großes Gewicht bedeuteten, wurden sie doch ohnehin für leicht gehalten. Zu einer solchen Klientel könnte man auch einen Prediger hinzuzählen, der beschlossen hatte, seine kleine Gemeinde auf der Reise zu begleiten. Auf dem Floß des Urvaters Kempf gab es allerdings keine Frauen, was sich bald als ein Problem herausstellen sollte. Auch die Priester kamen erst später.

Die Beamten der Monarchie, die damals noch keine doppelte war, reisten auf eine andere, weniger riskante Art. Das Jahr 1770, in dem wir die dramatische, aber wie sich herausstellte, geglückte Floßfahrt auf der Donau bei den Düppsteiner Klippen verfolgen, war das Jahr, in dem James Watt gerade seine Dampfmaschine vorstellte: Dies war der Anfang der industriellen Revolution, die sich in England und nicht in Deutschland abspielen sollte. Die Lokomotive war noch nicht in Sicht, daher reiste man in Europa mit Pferdekraften. Die Beamten, die oberen Schichten, der Adel, egal in welcher Sprache sie das Vaterunser beteten, benutzten kein Donaufloß. Der lutherische Adel reiste nicht in die Gebiete unter dem Rock der mächtigen Kaiserin. Der habsburgische und katholische Adel verspürte kein Bedürfnis nach Reisen, es sei denn im Krieg. Auch hätte im 18. Jahrhundert kein wohlhabender Reisender einen Zusammenstoß mit den Düppsteiner Klippen riskiert.

Der Kapitän hatte es also mit Menschen zu tun, die von einer Armut in die andere flohen, aber doch mit der Hoffnung auf Rettung.

Sie kamen meist aus süddeutschen Gegenden oder aus dem Schwabenland. Die Letzteren schienen in der Mehrzahl zu sein, denn die Alt-eingesessenen nannten später alle Kolonisten Švaben.

Das erwähnte Jahr 1769 war in Deutschland also ein »Hungerjahr«. Möglicherweise gab es kein Massensterben wie in demselben Jahr in Bengalen: zehn Millionen Tote. Die größte Naturkatastrophe aller Zeiten. Gerade um nicht zu sterben, musste man aus Deutschland fliehen. Die Richtung des Hungers war genau der entgegengesetzt, die in den 1960er Jahren Hunderttausende einschlugen, die aus Not nach Deutschland gingen und oft aus den Gebieten kamen, die im 18. Jahrhundert im Rahmen der maria-theresianischen Reformen deutsche Bauern und Handwerker besiedelt hatten.

Als die Gefahr hinter ihnen lag, war alles wieder wie zuvor. Für den Kapitän war es wichtig, ein möglichst großes Netz von Sprachen auszuwerfen, um Gottes Gnade einzufangen. Er hielt es für einen Vorzug, dass die Klientel des Floßes so unterschiedlich war. Hätte es auch noch einen chinesischen Kaufmann gegeben, hätte er das für ein gutes Zeichen gehalten, gleich ob er ein Buddhist war oder ein Anhänger dessen, was er selbst Tao nannte. Den Kapitän störte nicht, dass sich der Chassid in seinem Jahr befand: 1770 war für die Juden ein zwischen 5530 und 5531 angesiedeltes Jahr. So zählte und verbuchte also jeder das Eigene, Chöre von Rosenkränzen erklangen gen Himmel, die Klippen kamen immer näher, der grüne Strudel wurde immer wütender und mächtiger. Die Fische, die Donaujungfern und der Wels-Zar in seinem Unterwasserpalast warteten. Oben herrschte fraglos die Kaiserin; unten, am Eingang zum unterirdischen Reich, hatten andere und andersartige Zöllner das Sagen. Die verlockenden und unwiderstehlichen Donaujungfern auch nur zu erwähnen war schon gefährlich.

Aber all das war jetzt vorbei und gehörte bereits der Vergangenheit an. Der Kapitän war wieder düster und unnahbar. Kempf hatte ihn einmal gefragt, wo eigentlich dieses Transsilvanien liege, aber der wies ihn so schroff ab, als mache er sich neben allem anderen auch noch

über ihn lustig. Denn welcher vernünftige Mensch macht sich auf eine so große Reise, ohne zu wissen, wohin?

Die Antwort: sehr viele. Sogar heutzutage.

Kempf fand nicht den Mut, weitere Fragen zu stellen.

Wolkowar, Transsilvanien

Bei der Einschiffung in Ulm verabschiedete sich der kaiserliche Werber von den angeworbenen Burschen, wünschte ihnen viel Glück und nannte als Ziel ihrer Reise wieder Transsilvanien, die Einzelheiten sollten sie noch rechtzeitig erfahren, aber nicht, ehe sie Wien erreichten. In der Stadt, in der die erlauchte Kaiserin throne, würden andere Beamte sie empfangen und über die Details unterrichten, die ihnen vorerst vorenthalten bleiben müssten. Die Kosten der Floßreise seien gedeckt, der Kapitän sei von der Wiener Kanzlei unter Vertrag genommen, es liege in seinem Interesse, dass alles ordentlich verlaufe.

Nachdem sich der Winter am Ende doch ergeben hatte, wurden die Nächte wärmer, aber Kempf schlief immer noch sehr schlecht. Gewöhnlich wickelte er sich in seine Felljacke und betrachtete das Himmelszelt, so wie er das in seinem Dorf gern getan hatte, wenn er sich auf eine Wiese legte und die Sterne zählte.

Nachts ruhte das Floß. Die Besatzungsmitglieder schnarchten abwechselnd, alle waren bewaffnet und schoben nach dem Dienstplan des Kapitäns Wache. Das taten sie aber ziemlich lasch, sodass Kempf oft der einzige wache Mann auf dem Floß war. Bei jedem Rascheln zwischen den Seerosen packte er fest die Pistole, die sein Vater ihm geschenkt hatte. Alles empfand er als feindlich. Tagsüber war es ganz anders. Die Einwohner der Dörfer und der Städtchen an der Donau winkten ihnen herzlich vom Ufer zu, boten Lebensmittel zum Kauf an, einige zeigten ihnen auch eine lange Nase, aber das war harmlos im Vergleich zu dem namenlosen Schauer der stillen Nächte. Einmal erschrak er, er dachte schon, ein Rudel Wölfe greife sie an, aber es war

nur ein Reh, das Donauwasser trinken wollte und das wie tot ruhende Floß nicht bemerkte.

Kempf hatte jetzt viele Stunden vor sich, in denen er sich mit immer neuen Fragen quälen musste; die ihn nachts mehr bedrückten, als bei Tageslicht.

Transsilvanien?

Die Beamten der Kaiserin hatten in der Wiener Hofkammer an der Wand eine Karte von Alexis Jaillot aus dem Jahre 1696 hängen, einen kolorierten Kupferstich. Darauf war eine ziemlich regelmäßige grünliche Fläche zu sehen, die an einen zum Trocknen aufgehängten Lappen erinnerte: Auf dieser Fläche stand *Transsilvania*. Um sie herum befand sich *Valaqui que d'autres nomment Moldavi*, das heißt »Walachei, auch Moldawien genannt«, dann *Ruska Ziemia*, im Westen stand *Hongrie*, etwas weiter unten *Sclavonie*, noch weiter unten *Bosnie e Tourquie* ...

Bei »Sclavonie« stand auch *Wolkowar* sowie *Illok*.

Den Namen Wolkowar hatte er von dem Türken gehört, es war dessen letzte Station auf der Reise. Das war aber auch alles. Eine Vorstellung hatte Kempf nicht einmal von Wien, geschweige denn von Transsilvanien. Bis dahin hatte er sich nie von seinem Dorf fortbewegt. Er versuchte sich zu erinnern, was ihm der kaiserliche Werber bei verschiedenen Gelegenheiten erzählt hatte. Ihm war nicht bekannt gewesen, dass Transsilvanien ein Land war, in dem blutrünstige Adelige nach dem Blut junger Frauen lechzten, und wo wie Ochsen große Wölfe ohne Unterlass heulten, sodass deren Geheul bei Vollmond dem menschlichen Ohr unerträglich wurde.

Transsilvanien war für ihn etwas noch viel Schlimmeres, eine wie auch in dieser Nacht auf der Donau namenlose Drohung, ärger als die Vampire, die so gern aus ihren Gräbern steigen, während die anderen Toten weiter ruhen.

Kempf hatte jetzt viele Stunden Zeit, ungestört den Himmel zu beobachten. Von zu Hause kannte er die Namen vieler Sterne. Mühe-los fand er die Plejaden, die bald seine Familie mahnen würden, zum

Pflug zu greifen, und die in den Gebieten unterhalb Transsilvaniens, wie er bald lernen sollte, Siebengestirn hießen. Kempf hatte keine Ahnung davon, dass die Plejaden, dieser prächtige Reigen der Titaninnen im Bauch des Stiers, im vergangenen Jahr 1769, das so schicksalsträchtig war für die Kempfs und viele andere, die sich aus Hunger auf den Weg machten, Eingang in Messiers bekannten Sternekatalog gefunden hatten. In seine Felljacke eingewickelt saß Kempf auf einem Fass und betrachtete sie nächtelang, ohne zu wissen, dass sie erst vor kurzem entdeckt worden waren.

Auch der türkische Teppichhändler hätte gestaunt, hätte er davon erfahren ... Er hatte Kataloge bei sich mit Mustern von Silberfäden und mit Zeichnungen seiner Teppiche ... Dass jemand Sterne in einen Katalog packen würde, hätte er für eine verrückte, eines müßigen gallicischen Astronomen würdige Idee gehalten. Und der Chassid hielt die Sterne gemäß der alten Kabbala für göttliche Funken noch ungeborener Wesen. Daher blieb der phantastische Erfolg der Töchter des Titanen Atlas am Himmel auf diesem Floß unbeachtet.

Die Düppsteiner Klippen hatte man bereits vergessen. Auf dem Floß herrschte wieder Aufregung: Man näherte sich der Grenze des Herrschaftsbereichs der Kaiserin.

Beim Eintritt in das Kaiserreich beschlagnahmten die Zöllner Maria Theresias alle Lutherbibeln. Ein deutscher Kolonist durfte seine Katze, einen Hund oder eine Kuh mitnehmen, niemand hätte ihn nach Geld gefragt. Die kaiserlichen Beamten hatten ihn mit den nötigen Papieren, mit Reiseproviand und einer kleinen, genau vorgeschriebenen Geldmenge versorgt, die die kaiserliche Kanzlei als Reisekosten verbuchte. Die Zöllner wussten, die armen Kolonisten würden keine so großen Summen ausländischen Geldes einführen, dass sie den Prägeminzen der Kaiserin hätten schaden können. Sie wussten, dass die Kolonisten sich selbst ins Kaiserreich einführten, ihre nackte Arbeitskraft und ihre Bereitschaft, sich zu vermehren. Was in den Köpfen eingeführt werden konnte, galt es allerdings zu prüfen und nach Möglichkeit zu lüften und zu reinigen. Luthers Bibelübersetzung, dieser

Beginn der modernen deutschen Sprache, wurde im Gepäck nicht geduldet. Die Reisenden gaben sie von selbst ab, sogar wenn sie Lutheraner waren, sogar wenn sie als solche in den Ländern der Kaiserin zur Strafe angesiedelt wurden. Wer weiß, wie viele mit dem gottlosen lutherischen Samen befruchtete Bibeln damals auf dem Grund der Donau landeten.

Die Unterschiede, die auf dem Floß, während es der Todesgefahr mit ungewissem Ausgang entgegnete, willkommen waren, erwiesen sich jetzt als problematisch. Angesichts der Lebensgefahr geeint, entpuppten sich die Reisenden als Individuen, die Zweifel und Misstrauen hegten. Jetzt entdeckten sie, dass sie unterschiedliche Reiseziele hatten, obwohl ihnen die Ortsnamen nichts sagten. Transsilvanien war der Name für alles jenseits der deutschen Wälder. Sie entdeckten, dass sie mit unterschiedlichem »warum« reisten.

Der Jude ging in Wien an Land, einige andere ebenfalls. Die Gesellschaft schrumpfte plötzlich, obwohl es bis zum Ende der Reise noch weit war.

Man hatte ihnen geraten, auf das Floß aufzupassen. Im Wiener Donauhafen warfen schon alle möglichen Aasgeier ein Auge darauf, klopfen gegen seine Stämme, nahmen an ihm Maß, man sah geradezu, wie sie nach ihm gierten. Sie würden es kaufen und wenn das nicht ginge, es klauen. Die kaiserlichen Beamten wiesen noch einmal auf diese traurigen Umstände hin. Der Kapitän nickte, ihm war bewusst, wo er sein Floß festgebunden hatte und was es alles in einer so großen Stadt wie Wien gab. Etwa viele Kneipen mit Zigeunern, die in der Regel auch Freudenhäuser waren. Der Kapitän und seine Besatzung gingen ihren Genüssen nach, überzeugt, dass ihnen das nach so langer Reise zustehe. Eigentlich würden sie am liebsten in Wien ordentlich ausruhen, ausschlafen, sich satt essen und andere Bedürfnisse stillen. Sie hatten keine Lust, weiterzufahren. Deshalb wäre es ihnen recht gewesen, wenn jemand das Floß gekauft hätte, sei es für Fahrten flussaufwärts, wobei es zu einem Foltergerät für arme Pferde würde, sei es als Brennholz. Weiter flussabwärts zu fahren bedeutete,

sich in immer größere Armut und schlimmeres Elend zu begeben mit der wachsenden Gefahr von Raubüberfällen. Räuber gab es in Wien schon genug.

Da sie wussten, mit wem sie es zu tun hatten, schickten die kaiserlichen Beamten zwei Soldaten auf das Floß. Dort sollten sie auch übernachten. Die verbliebenen Reisenden beschloßen aus Angst, dass vier Augen pro Nacht zu wenig seien, ebenfalls Wache zu halten. So hat auch Kempf, der ohnehin nicht schlafen konnte, seine ersten Wiener Nächte in seine Felljacke eingewickelt verbracht, auf einem Fass sitzend und fest seine Pistole umklammernd. Auch die Diener des Türken haben nach einem festgelegten Plan Wache geschoben, während ihr Herr in seinem Verschlag schnarchte.

Das Ferkel, das er in eine Ecke nahe dem Steuer vertrieben hatte, störte ihn nicht mehr; die Flößer hatten es schon längst am Spieß gebraten. Die Menschen stanken, weil das Wasser zum Baden immer noch zu kalt war. Im 18. Jahrhundert ertrug man das gelassener. Die längste Zeit in seiner Geschichte hat der Mensch gestunken.

Einer Mumie ähnlich saß Kempf am Bug des Floßes und lauschte dem Nachtleben der kaiserlichen Hauptstadt; er sah Wien glänzen, als würde es von den Schuppen der Fische beleuchtet, die auf dem Grunde des Stroms im Dienst des Donauzaren standen; er hörte das Juchzen der Frauen, das Weinen der Gusle, das Grölen der Männer, Pistolenschüsse; mancherorts gab es Brände. Das Wiener Nachtleben war voller Gefahren.

Was ist das, Wolkowar, fragte sich Kempf, denn die kaiserlichen Beamten hatten ihm endlich hier in Wien das Endziel seiner Odyssee ver-raten. Dem Türken war es offensichtlich nicht unangenehm zu hören, dass sie bis zum Ende der Donaufahrt zusammenbleiben würden.

Der Urvater Kempf betritt den Boden Sclavoniens

Ist diese Gegend sicher vor den Türken? Wurden diese von Prinz Eugen von Savoyen endgültig geschlagen? Sprechen die Menschen dort Deutsch? Welchen Glaubens sind sie? Was essen sie? Kriegen sie Kinder? Vergewaltigen die Moslems alles, was ihnen in die Quere kommt? Sogar Greisinnen, sogar Stuten? Und vor allem: Wie ist die Erde? Ist sie wirklich so schwarz und fruchtbar, wie ihnen das jene weismachten, die sie mit ihrer eigentlich für Ratten und Kinder bestimmten Flöte auf dieses Floß gelockt hatten?

Jenes einzige Mal, als Kempf den Mut fand, den mürrischen Kapitän nach Transsilvanien zu fragen, zeigte der ihm einen in eine Wolldecke gehüllten Reisenden, von dem alle dachten, er sei krank, weil er immerzu döste oder im Halbschlaf etwas murmelte. »Er soll es dir sagen. Er war dort und ist nach Ulm zurückgekehrt, keiner weiß, warum, denn normalerweise kommt niemand zurück. Mir hat er nur anvertraut, dass er eine Botschaft überbringen soll, sagte aber nicht, was für eine, noch für wen sie bestimmt ist.«

Aus diesem Mann bekam man nichts heraus. Er verstand zwar Deutsch, das erkannte man an seinem Augenspiel, hatte aber die Angewohnheit, mitten im Gespräch zur Seite zu blicken und zu verstummen. Alle glaubten, dieser sonnengebräunte Mitreisende habe sich mit Recht in den wohlverdienten Ruhestand eines Veteranen zurückgezogen, der ohnehin nicht erklären konnte, »was sie *dort* alles erwartet«. Als sie mit keiner List, mit keiner Flasche Wein, mit keinem Stück Speck aus ihm auch nur die kleinste Information herausquetschen konnten, gaben die Kolonisten auf. Den Schweigenden schauten sie weder an, noch fragten sie ihn nach etwas.

Das war ihm recht. Nachts, wenn alle schliefen und der Mond den Donaulauf in Silber tauchte, holte er seine Botschaft hervor. Der Kapitän, der ihn heimlich beobachtete, kam seinem Geheimnis auf den Grund, es ließ ihn aber kalt.

Ehrfürchtig, wie wenn das Volk seinen Götzen etwas darbringt, zeigte der schweigende Mann dem Mond drei Kartoffelknollen, als seien sie eine Opfergabe.

Kempff ertappte ihn ebenfalls dabei, konnte doch auch er auf dem Floß keinen Schlaf finden.

Der Mann schleppte diese Knollen nach Transsilvanien und hütete sie wie den größten Schatz! In Kempffs Dorf hatten sie einmal etwas mit der Kartoffel versucht. Es hieß, die blühe schön. Vom Ergebnis waren sie alles andere als begeistert. Die aufgeklärte Herrscherin in Wien wusste es besser; genau wie der preußische König setzte sie Hoffnung in die Kartoffel. Ihre Kolonisten nahmen Kartoffeln mit.

Kempff ist noch keine zwei Wochen unterwegs, und schon hat er viele Wunder gesehen. Es gibt doch allerlei auf der Welt.

Zum Beispiel Wolkowar, wo ist das?

Diese Frage stellte sich Kempff flüsternd, während sein Floß im Frühjahr 1770 ruhig die Donau in Richtung Slavonien hinunterglitt. Allgemein hielt man es für das Land der Wölfe. Hätte es damals schon den Baedeker gegeben, wäre das dort zu lesen gewesen. Aber es sollten noch 150 Jahre vergehen, ehe man die ersten Reisebücher veröffentlichte.

Der schweigsame Unbekannte ließ davon nichts verlauten, was vielleicht gut war, denn das mit den Wölfen hätte sich womöglich als unwahr herausgestellt. Wie die Geschichten über die Malaria.

Eines Tages – nach Kempffs Berechnung musste die Fahrt bald zu Ende sein – öffnete der Kapitän eine Flasche Wein, und alle tranken auf den Eintritt der Donau nach Slavonien. Danach pinkelten zu Ehren dieses bemerkenswerten Ereignisses alle gemeinsam vom Floß in den Fluss.

Kempff war sehr erschöpft, als sie endlich in Wolkowar anlegten. Im Hafen war fast niemand und nichts, von einem Feuerwerk ganz zu schweigen. Daher verspürte der Urvater Kempff auch kein Bedürfnis, eine Fahne zu entrollen und sie in den Boden zu rammen. Der war im Übrigen schon erobert. Darauf hatte bereits die aufgeklärte Kaiserin ihre Hand gelegt.

Die erste Nacht in der neuen Heimat verbrachte er in einer armseligen Hütte, die nicht größer war als das Häuschen auf dem Floß, nachdem er sich zeremoniell von dem Türken und seinen Dienern verabschiedet hatte. Sie schworen einander, sich irgendwann mal wiederzusehen. Es vergingen weitere drei Tage, bis ihm ein kaiserlicher Beamter das Stück Land zeigte, worauf er anfangen konnte, sein Haus zu bauen. Dieses Haus war sogar – o Wunder! – auf ein Stück Papier gezeichnet. Danach brachten ihm Menschen, deren Sprache er nicht verstand und die ihm nicht freundschaftlich gegenübertraten, einige Bretter und anderes Baumaterial, wohl weil sie dafür bezahlt worden waren. Er fand aber auch solche, die seine Sprache verstanden und gewillt waren, ihm ohne Vergütung Hilfe zu leisten.

Die einen warfen ihm also feindliche Blicke zu, die anderen empfingen ihn wie alte Bekannte und wollten von ihm Neuigkeiten aus den deutschen Landen wissen. Die einen wie die anderen waren Untertanen der klugen Kaiserin.

»Verlangt keinen zu hohen Grad an Kultur und Aufgeklärtheit von Menschen, deren Los es ist, im niederen Stand zu bleiben. Überfordert nicht deren Intellekt, denn sie würden dadurch nur ihre Lage erkennen und voll Bitterkeit die Arbeiten verrichten, die sie notwendigerweise und gemäß ihrer gesellschaftlichen Stellung verrichten müssen.«

Also sprach die Kaiserin.

Die Ankunft der Urmutter Kempf

Die jungen Männer begannen also, ihre Häuser nach den Wiener Entwürfen zu bauen. Sie schafften es noch, nach den Anweisungen der Plejaden, das heißt des Siebengestirns, Gärten um ihre Häuser anzulegen. Die Pflüge waren noch nicht da, die Ochsen auch nicht. Mit allen möglichen Ausreden drückten sich die Alteingesessenen davor, ihnen ihre Pflüge zu leihen. Im ersten Jahr ernteten die neu angekommenen

Kolonisten beinahe nichts. Sie mussten Lebensmittel bei benachbarten Höfen zu gesalzenen Preisen kaufen.

Worin lag das Problem im Umgang mit diesen Menschen, die seit wer weiß wann und nach ihrer eigenen Rechnung schon immer hier gelebt hatten? Waren sie alle auf den umliegenden Äckern gewachsen, wie das Korn, wie die Erbsen?

Das größte Problem war, dass die Wiener Hofkammer ständig neue Rodungen vorsah. Die Äcker, die für die deutschen Kolonisten bestimmt waren, lagen noch unter Wäldern, und was für Wäldern! Im Winter hatten da bestimmt die Wölfe das Sagen.

Eigentlich wiederholte sich hier der uralte Konflikt, der schon in der Bibel erwähnt wird: der zwischen den Hirten, die ein Nomadenleben führen, freies Weiden und Bewegungsfreiheit fordern, und den Landwirten, die bearbeitete Äcker wollen, auf die kein Huf eines Tiers tritt. Die Ersten brauchen Weideplätze, die sie mit Waffengewalt zu verteidigen bereit sind, und leben so wie die alten Nomadenstämme. Die Zweiten bauen Häuser und wollen Äcker, Gärten, Weinberge in der Nähe ihrer Wohnstätten. Schließlich hat Kain zuerst Abel getötet und erst dann eine Stadt gegründet.

Schon am siebten Tag nach Kempfs Ankunft in Wolkowar geschah der erste Mord.

Abel rächte sich an Kain. Die Kolonisten verlangten von der Hofkammer Waffen und bekamen sie. Von der ersten Nacht in »Transsilvanien« an schlief Kempf mit der Pistole unter dem Kopfkissen.

Die Lage beruhigte sich erst, als in Wolkowar ein bis an die Zähne bewaffnetes Regiment eintraf.

Wölfe hatte Kempf noch keine gesehen, man musste wohl den Winter abwarten. Zu allem Überfluss sollte der erste Winter genauso hart werden wie in Deutschland. Die Türken waren weg, geblieben waren nur die gemauerten Brunnen und niedergebrannte Moscheen. Viele Dörfer waren menschenleer.

Der Urvater Kempf hatte dem kaiserlichen Werber einen Tag vor der Flucht nach Ulm mitgeteilt, dass er um keinen Preis in ein Haus ein-

ziehen wolle, das früher bewohnt gewesen sei. Er freue sich auf einen neuen Anfang und folge wegen ebendiesem Neuanfang der Aufforderung der mächtigen Herrscherin. Der Beamte der Kaiserin versprach, die Hofkammer würde seinen Wunsch berücksichtigen, so ungewöhnlich er auch sei. In diesem Teil der Welt sei es normal, dass diejenigen die verlassenen Dörfer besiedeln, die dem siegreichen Heer folgen.

»Deine Bitte gründet sich schlicht auf einen Aberglauben!«, sagte der Werber. Trotzdem leitete er diese Bitte nach Wien weiter, um auch nicht eine Menschenseele wegen Aberglaubens zu verlieren.

Für alle Fälle wurden die Wohnstätten der Kolonisten wie Festungen gebaut. Daran gewöhnte man sich. Wenn man vorhat, irgendwo für immer zu bleiben, arrangiert man sich sogar mit dem Teufel, umso eher mit den Viehzüchtern, statt ständig um sein Leben und Anwesen zu bangen. Man kann doch nicht immerzu Krieg führen. Die Ackerbauern sind im Grunde friedliebende Leute. Es gab doch genug Brachland, man sollte nicht künstlich Streit vom Zaun brechen, selbst mit den Walachen nicht, die seinerzeit zu den Türken gehalten, und auch nicht mit denen, die den Türken als Soldaten, als Martolos, gedient hatten.

Obwohl man ihm davon abgeraten hatte, unternahm Kempf oft größere Wanderungen in die Umgebung. Er genoss die Ebene und sah viele gute Wege, die auf den Dämmen der alten römischen Straßen gebaut waren. Aber er sah auch viele Sümpfe, von denen er glaubte, ihre Ausdünstungen seien tödlich.

Ein Storch hob den Schnabel, damit ihm ein Frosch leichter in den Magen glitt. Gemauerte Brunnen und Moscheen hatte er in Deutschland nie gesehen, Störche hingegen oft. Und der Vogel, der gerade am Rande des Sumpfes stolzierte, schien ein Reiher zu sein. So war es also – keine Wölfe, keine Löwen, keine Wehrwölfe.

Sondern ein Reiher. Wie eitel er ist!*

* »Ardea: Capite laevi, fronte & collo supra, infraque sordide albo, testaceo, nigroque longitudinaliter litturato, e pennis ex sordide albo in dilute testaceum vergentibus, nigro marginatis.« (Der Reiher: Glatte Kopf, die Stirn und der Hals oben und unten schmutzigweiß, der Länge nach rötlich und schwarz von Federn

Abgesehen von den Spuren der türkischen Herrschaft war hier alles wie in Bayern, außer dass die Ebene ebener und wahrscheinlich auch fruchtbarer war. Allerdings quälte ihn bald eine Not, die schlimmer war als der Hunger.

Hier gab es kaum nicht vergebene Frauen. Mit dem Hunger wurde man irgendwie fertig, etwas zu essen fand man im Dorf immer. Aber wo sollte man eine Frau finden? Bei heftigem Hunger pflückt man einen übrig gelassenen Apfel. Doch an den Zweigen gibt es gewöhnlich keine vergessenen Frauen.

»Schickt uns Frauen!«, lautete die Bitte, welche die Kolonisten und auch Kempf über die Wiener Hofkammer an die deutschen Länder sandten. Die Kanzlei der Hofkammer zeigte Verständnis für die Bedürfnisse der Männer. Ohne Frauen geht es nicht, so wie es auch ohne Vieh nicht geht.

Die Pferde würden eines Tages schon kommen, aber die Frauen? Wir wissen nicht, wie die griechischen Kolonisten dieses Problem lösten, ob sie sich mit den einheimischen Frauen paarten oder ob vielleicht das der materialistische Schlüssel für das Entstehen der Zentauren war?

Wo es Siedlungen und Kneipen gibt, findet man gewöhnlich auch Freudenmädchen. Normalerweise treiben sie sich um ein Heer herum, und so gelangten einige von ihnen im Schlepptau des Regiments hierher. Aber die Freudenmädchen zählen nicht in dieser Gleichung der Not, die wohlgermt auch eine große Unbekannte hat: die Frau und Mutter. Die Stute und die Scheide. Die erotische Phantasie der erlauchten Kaiserin Maria Theresia Walburga Amalia Christina aus dem Hause Habsburg und die Wirklichkeit in Slavonien hatten wenig mit-

durchzogen, die von schmutzigem Weiß zu verschwommenem Ziegelrot übergehen, an den Rändern schwarz.) Reisebericht aus Slawonien aus dem Jahr 1782.

Kempf interessiert sich zwar kein bisschen für Vogelkunde. Diesen Text füge ich nur wegen der Schönheit der toten Sprache bei der Beschreibung des Lebendigen an. Eigentlich ist er an dieser Stelle völlig überflüssig. Im Brief, den Kempf bald den Seinen im Dorf schicken wird, erwähnt er keinen Reiher.

Auch den Urvater Noah interessierten keine Details. Ihm war nur daran gelegen, dass das Besteigen der Arche paarweise vor sich ging!

einander zu tun. Das waren zwei völlig verschiedene Nöte, wobei wir die erste verspielt nennen dürfen, die zweite aber als existenziell betrachten müssen. Die erste wurde im Boudoir der Kaiserin durch das Reiten auf ihrem Ross, das auf den Namen Trenck hörte, behoben, während die zweite den Fortbestand der künftigen Siedlungen und auch der Kolonisten selbst in Frage stellte.

Deshalb galt es, diese Unbekannten der besagten Gleichung unbedingt zu lösen. Und zwar auf die gleiche Art und Weise, wie die Hunger-Gleichung gelöst wurde – mit der Darbringung der drei Kartoffelknollen der Mondgottheit. Luna ist eine weibliche Gottheit, und sie wird mit größerem Wohlgefallen als auf die Kartoffeln auf die bunte, fröhliche Gruppe von Mädchen aus süddeutschen Landen geschaut haben, die mit ihren farbenfrohen Röcken das ganze Deck des Floßes verschönten.

Grammatik war nicht die starke Seite des Briefs, den der Urvater Kempf nach Deutschland schickte. Darin redete er nicht um den heißen Brei herum, drückte sich vielmehr sehr deutlich aus und machte dank seiner Knappheit nur wenige Fehler. Der Brief war hauptsächlich auf den Ruf reduziert: Schickt Frauen! Und da ihm nichts weiter einfiel und es ihm dumm erschien, der Verwandtschaft in der Ferne über das Wetter hier zu berichten, malte der Urvater Kempf eine Frauengestalt nach seiner Vorstellung.

Und nun ist es so weit: Deutschland schickt gerade ein Kontingent heiratsfähiger Mädchen nach Slawonien, wo man sie gelegentlich »Snaše« und schon in der zweiten Generation nur noch so nennen wird. Das muss eine lustigere Fahrt gewesen sein, und auch das Floß war insgesamt viel fröhlicher als das, mit dem der Urvater Kempf geistert war. Auf diesem Floß hörte man Ziehharmonikaklänge sowie das Kichern der Mädchen, das die Besatzung und auch den Kapitän, mit allen Wassern gewaschene Männer, erfreute. Auch war dieser Kapitän gesprächiger als der, mit dem Kempf gefahren war; dennoch ein Mann von Wort, die Wiener Hofkammer wusste ja, wem sie den Schatz anvertrauen konnte, damit er (wenigstens im Grunde) unberührt blieb.

Die Düppsteiner Klippen zwangen auch dieses Mal zu Ehrfurcht und Schweigen, der Gesang wurde unterbrochen, die Ziehharmonika zusammengeklappt; die Riemen sowie noch manches, was unter den schweren und nassen Kleidern der Flößer, und auch des Kapitäns, gewachsen war, eingezogen. Die Mädchen beteten, wie man in den katholischen Gotteshäusern zu Maria betet; sie sangen Psalmen, wie man in den Kathedralen singt. Es gab keine Freudenmädchen auf dieser Fahrt, weil derjenige, der sie organisierte, große Sorge um die Moral seiner Ladung trug: Eventuell ansteckende Exemplare mussten fernbleiben. Es gab freilich auch keine Jüdinnen oder Türkinen. Der Agent des Floßes verbürgte sich dafür, dass die Mädchen in den Umständen abgeliefert würden, in denen sie zu Anfang der Reise waren, keineswegs in anderen. Die Düppsteiner Klippen waren eine noch relativ kleine Gefahr im Vergleich zu denen, die während einer so langen Reise mitten im 18. Jahrhundert auf die Frauenehre lauerten. Daher bezahlte der Agent des Floßes auf Rechnung der schon in Slawonien angesiedelten Kolonisten die Überwachung der Mädchen in Gestalt dreier kräftiger Burschen, die geschworen hatten, bei entsprechender Vergütung deren Ehre vor jedem Draufgänger wie auch vor der Besatzung zu schützen. Das Letztere war angesichts der sanitären und anderen Bedingungen auf dem Floß das Schwierigste. Mit anderen Worten, die sangesfreudigen heiratsfähigen Mädchen hatten drei Bodyguards, die ihre Ehre hüteten. Dafür hüteten sie die Bodyguards vor den Reizen der Donausirenen und der Nymphen, die schon manchen Faun auf den Grund des Stroms gelockt hatten. Der Mensch denkt, Gott lenkt, insbesondere tut das jener Knabe, der mit verbundenen Augen Pfeile abschießt: Alle drei Burschen fanden auf dem Floß die Frau ihres Lebens, daher fuhren sie alle drei, ohne es zu wissen, zum ersten und zum letzten Mal die Donau abwärts. Ihre Aufgabe war es zwar, die Mädchen vor den lästigen Männern zu schützen, aber nicht vor der Liebe, davon war in ihrem Vertrag mit dem Agenten keine Rede. Wir betrachten das als den Triumph einer höheren Gewalt.

Nach allen Schwierigkeiten und Bedrohungen näherte sich das Floß schon Wolkowar.

»Sie kommen, sie kommen!«, riefen die Kinder. Sie hatten das Floß hinter einer Biege gesehen und rannten jetzt neben ihm her. »Sie kommen, die Švabice kommen!«

Im Hafen spielte dieses Mal das Orchester des Regiments. Die jungen Männer, Ackerbauern und Handwerker, hatten das Beste angezogen, was sie besaßen. Ein Priester überwachte das Ganze von einer Anhöhe. Die weise Kaiserin hatte durch ein Patent verfügt, dass auf drei Dörfer ein Priester und ein Arzt kommen mussten. Was das Letztere angeht, so war das damals besser geregelt als heute.

Das Floß legte an, ein Steg wurde auf das Ufer geworfen, das Orchester spielte einen Tusch. Jemand schoss übermütig mit einer Pistole, das Orchester spielte wieder einen Tusch, danach begann wildes Trommeln. Die heiratsfähigen Mädchen schritten über den Steg, das heißt, sie kamen näher ...

Die jungen Männer betrachteten sie vom Ufer aus, manch einer hatte auch ein Fernglas, das jetzt sehr begehrt war, aber nicht verliehen wurde.

Darunter war auch mein Urvater Kempf, der im Okular des Fernglases zum ersten Mal meine Urmutter sah und erleichtert aufatmete, denn das war nicht das Mädchen aus seinem Dorf, zu dem man den Brautwerber geschickt hatte.

Das Fräulein Theresia mit leicht geröteten Wangen und einem weiten Rock, der sie leicht wie ein Luftballon in die Höhe hätte heben können, bemühte sich unsicher, auf dem schmalen Steg zwischen dem Gestern und dem Morgen das Gleichgewicht zu halten. Sie musste den Rock, unter dem sich viele Unterrücke befanden, etwas schürzen, und der Urvater Kempf erblickte im Okular ein weißes Band über dem roten Strumpf. Das war doch zu viel: Er kapitulierte.

Anmutig wie ein Wasserfloh von einer Seerose zur anderen sprang meine Urahnin ans Ufer. Die Hochzeit wurde schon am gleichen Abend vereinbart.

Bei den Kempfs war es wie auch bei anderen Familien Sitte, dass die Vornamen vom Großvater auf den Enkel übertragen wurden. Das war auch bei Theresia so. Aber es brauchte doch hundert Jahre, dass aus Theresia Tereza, und weitere fünfzig, dass daraus Reza, Rezika wurde ... Noch länger brauchte es, bis aus dem Namen Georg Đuro und dann Đuka wurde, so wie mein Vater hieß: Đuka Kempf.

Die Kempfs blieben in ihrer neuen Heimat. In den 1930er Jahren wurden sie als ethnische Deutsche, die außerhalb des Deutschen Reichs lebten, Volksdeutsche genannt. Das sollte kein Glücksversprechen werden.

Auf dem Friedhof in Pečuh unweit von Vukovar steht noch heute die deutsche Grabinschrift:

Den Ersten der Tod

Den Zweiten die Not,

Den Dritten das Brot.

Der Urvater Kempf hatte etwas Glück.

II.

Der Volksdeutsche
Kempf

Die Läuse

Im Juli 1919 wurde den Kempfs ein Sohn geboren. Die Freude war riesig.

Der Große Krieg war zwar noch nicht vergessen, in den Wäldern trieben sich noch sogenannte grüne Kader umher, marodierende Deserteure aus dem k.u.k. Heer, das Geld des Kaiserreichs wurde zu einem ärgerlichen Wechselkurs gegen die Dinare des serbischen Königs getauscht, man musste ja im Haus die Währung haben, die der neue Staat anerkannte. Österreich lag schließlich völlig am Boden wie kein anderer Staat zuvor, dabei hatte es in der Geschichte viele solche Staaten gegeben.

In dem kleinen Sohn sahen seine Eltern die Ankündigung stabilerer Verhältnisse, hauptsächlich im Handel. Und auch die Bauern konnten sicherer sein, dass sie das Gesäte würden ernten können, dass niemand ihr Vieh beschlagnahmte, wenigstens solange man ihre Häuser und Äcker nicht versteigerte.

Wenige der Nachfahren der deutschen Kolonisten im Städtchen Nuštar interessierten sich für die Zustände in Deutschland. Vom Hitler-Putsch hatten sie kaum gehört. Dass in Deutschland Hunger herrschte, sei zu erwarten gewesen, meinten sie. Auch da, wo sie waren, blühten keine Rosen. Versailles war ihnen gleichgültig.

Ab und zu hörte man, dass jemand aus Russland heimkehrte. So auch ein gewisser Haberle, dessen Vater, ein Beamter, Anfang des Jahrhunderts aus Graz gekommen war und hier als Vermessungsingenieur gearbeitet hatte. Er war ein guter und anständiger Vermesser gewesen, eine Seltenheit in diesem Beruf. Österreich-Ungarn hatte für Kataster, Straßen, Kanäle und Schulen gesorgt. Nicht aus Menschenliebe, sondern wegen der besseren Übersicht über die Steuern. Schulen waren errichtet worden, weil das österreichische Beamtentum nicht alle Bedürfnisse abdecken konnte; außerdem unterrichtete man dort Hy-

giene und andere Maßnahmen der Seuchenbekämpfung. Schließlich brauchte die moderne Industrie Arbeitskräfte, die gebildeter waren als die Landbevölkerung. Man lernte auch, wie man die schon längst heimisch gewordene Kartoffel vor dem Kartoffelkäfer schützte.

Dieser Haberle erzählte in der Kneipe beim Juden, was in Russland vor sich ging: Dort hätten die Bauern und die Arbeiter die Dinge in ihre Hände genommen. Er sprach immer begeisterter, die Bauern spendierten ihm ein Glas nach dem anderen, nickten beifällig und pafften ihre Pfeifen. Er wollte bei dem Juden anschreiben lassen, doch dieser winkte immer nur ab. Wurde vielleicht schon hier, in der Kneipe, in manchen Köpfen die Idee geboren, die Juden stünden in Verbindung mit den Sowjets?

Die Gendarmen kamen und holten Haberle ab. Man hat nie mehr etwas von ihm gehört. Das Leben, so wie das Leben halt ist, lief weiter im Rhythmus: Winterruhe, Aussaat, Ernte. Die Pflaumen gediehen in diesen Jahren reichlich.

Als Hitler die Macht ergriff, trat einer der Deutschen, ein entfernter Verwandter von Đukas Vater, vors Haus, blieb aber hinter seiner Zaunhecke stehen und feuerte einen Schuss aus seinem Gewehr ab.

Einige Deutsche liefen zusammen. Die, die es noch nicht wussten, erfuhren bei dieser Gelegenheit, dass Adolf Hitler deutscher Kanzler geworden war. Sie rauchten ihre Pfeifen zu Ende und gingen nach Hause zu ihren Frauen.

Und lange Zeit tat sich nichts.

Dann begannen die Zeitungen darüber zu schreiben, dass Deutschland den Versailler Vertrag ausgetrickst habe. Kein Deutscher im Städtchen Nuštar konnte sagen, was genau in diesem Vertrag stand, aber alle wussten, dass er eine Schande für Deutschland war. Es trafen Nachrichten ein, wonach es in Deutschland keine Arbeitslosen mehr gab und im ganzen Land feste Straßen gebaut wurden. Und dass die schlechten Deutschen vor den »guten Deutschen« dadurch »geschützt« wurden, dass sie von ihnen getrennt und hinter Stacheldraht gebracht worden seien. Das war aber vielen nicht klar.

Doch wer konnte schon etwas dagegen haben, dass feste Straßen gebaut wurden und dass jeder sein Brot verdienen konnte? Davon hatte auch jener Haberle gesprochen, erinnerten sich einige.

Neue Nachrichten besagten, dass die großen Länder aufrüsteten, am meisten Deutschland. Würde es einen neuen Krieg geben? Zu Land, zur See, in der Luft?

Im Gegenteil, alle sprachen vom Frieden. Hitler forderte die Nationen zur Zusammenarbeit auf und behauptete, er würde den Frieden um jeden Preis verteidigen. Stalin sprach davon, dass die UdSSR keinen Krieg wünsche. Frankreich jedoch baute seine Maginot-Linie und sonderte sich durch einen Gürtel aus Betonbunkern ab, gespickt mit schwerem, nach Italien, Deutschland, Luxemburg und Belgien gerichtetem Geschütz ... In Italien propagierte der Duce den Sozialismus, was man noch weniger verstand als alles andere. Nationalsozialismus – das klang schon viel besser: etwa wie jener unselige Kommunismus, von dem Haberle gesprochen hatte, diesmal aber mit Grund und Sinn.

Aber um den Grund und den Sinn kümmerte sich kaum jemand. Der Vater Kempf betrieb erfolgreich Handel und konnte endlich etwas Geld beiseitelegen. Es wurde viel Schnaps gebrannt.

Zu dieser Zeit besuchten Nuštar häufig Emissäre aus der alten Heimat. Im Unterschied zu Haberle, der vom Erdboden verschluckt schien, agitierten sie nicht bei den Juden. Die hiesigen Deutschen wunderten sich darüber, denn viele von ihnen, auch der Vater Kempf, waren geschäftlich mit Juden verhandelt. Viele alteingesessene Bauern hingegen hatten Schulden bei den Juden, vor allem bei dem Gastwirt und dem Wucherer. Einige hatten Kredite aufgenommen und taten sich schwer, sie zurückzuzahlen. Deshalb fanden die Emissäre aus Deutschland, die in der Kneipe eines Ungarn agitierten, bei diesen Bauern mehr Gehör.

»In Deutschland gibt es viel Butter!«, pries der eine.

»Na und«, murmelte ein deutscher Landwirt, »auch wir schlagen die Butter kiloweise.«

»In Deutschland herrscht Vollbeschäftigung ...«

»Auch hier lungert keiner herum.«

»Deutschland muss die Völker im Kampf gegen den Bolschewismus anführen ...«

»In Ordnung. Aber hier gibt es keine Bolschewiken.«

»Hier zieht jeder an seinem Strang, jedes Haus hisst seine Fahne! Ihr braucht einen, der euch dorthin zurückführt, wohin ihr gehört.«

Auf die Aufforderungen der Werber, mit der Familie und mit allem, was sie erwirtschaftet hatten, heim ins Reich zu kommen, meldete sich aber niemand.

»Wie soll ich das Land mitnehmen?«, murrte Johannes Kempf, der Bruder von Đukas Vater. »Ich bin doch kein Jude, der es in einem Säckchen am Hals trägt.«

Zwei Jahre lang kamen die Emissäre, dann blieben sie aus. Um die Angelegenheiten der Donauschwaben sollten sich nun die hiesigen Deutschen kümmern.

*

1938 sprach das Volk überall von Krieg. Die Politiker sprachen mehr denn je vom Frieden. Doch die Menschen waren nicht misstrauisch genug. Jeder ging seinen Geschäften nach und wollte nicht weiter schauen als bis zu seiner Nasenspitze.

Im Städtchen Nuštar glaubten fast alle, die Kriegsdrohungen seien nur leeres Gerede. Und selbst wenn die Großen übereinander herfallen sollten, würde das Königreich Jugoslawien neutral bleiben. Der König schien zu den Engländern zu halten, was nicht unklug war; wenn man schon einen Herrn haben muss, dann möglichst weit weg von den eigenen Grenzen. Vielleicht offenbarte sich hier der uralte Reflex, die Erinnerungen an schwere Zeiten von Generation zu Generation weiterzugeben, hatte der Urvater Kempf Deutschland doch verlassen, um der Habgier der Herren zu entkommen.

Über die Zänkereien zwischen den Kroaten und den Serben lachten die Deutschen und hüteten sich davor, hineingezogen zu werden.

»Der Handel«, behauptete Vater Kempf, »liebt keine Grenzen, kennt keine Völker und buckelt nicht vor deren Götzen. Der Händler kennt nur die Macht des Geldes und das Gesetz des Marktes.«

Bevor der Krieg voll entflammte, war der alte Kempf ein Mensch mit sehr modernen Ansichten.

Niemand glaubte im Ernst, dass es zum Krieg kommen würde. Bis Folgendes geschah: Auf dem Gehöft eines Freundes, sogar eines Kompagnons von Vater Kempf, lebte Juliška, eine Ungarin, über deren Alter gerätselt wurde, wobei fast alle überzeugt waren, dass sie die ersten hundert Jahre schon hinter sich hatte. Juliška war halbblind, hatte einen klaren Kopf und einen gebrechlichen Körper. Sie diente in der deutschen Familie, ihr Sohn Đula war im galizischen Morast verschollen, sie selbst hatte nie geheiratet. Dieser Sohn war erst beim dritten Aufgebot in bereits fortgeschrittenem Alter zum Kriegsdienst eingezogen worden, da kann man sich denken, wie alt sie war. Sie hatte vielerlei gesehen, vielerlei erlebt. Juliška döste immer neben dem Ofen, im Sommer saß sie in der Gartenlaube unter einem Walnussbaum. Frauen und Mädchen kamen in Scharen zu ihr. Sie fragten sie nach Frauenleiden und Kinderkrankheiten, baten sie, den oder jenen jungen Mann zu verzaubern, die oder jene Nebenbuhlerin unschädlich zu machen ... wollten von ihr Dinge über Gott wissen, derentwegen den Priester anzusprechen sie sich nicht trauten. Sie wurde nach der Entstehung der Welt gefragt, nach der Seele, ob diese unsterblich sei, und was nach dem Tode komme, wo das Paradies sei und wo die Hölle, und ob das mit dem siedenden Pech stimme ... ob es eine Sünde sei, wenn ein junger Mann im Vorbeigehen den Busen eines Mädchens streift ... und wenn das geschieht, ob er nicht sofort den Brautwerber zu ihr schicken müsse, ob es stimme, dass der alte Grga als Vampir umherstreife ... und falls nicht, warum die Erde auf seinem Grab aufgeworfen ist.

Eines Tages kamen sie zu ihr mit der Nachricht, dass fast alle Kinder Läuse hätten ... In der Schule würden sie kahlgeschoren, und ihre Kopfhaut würde mit Petroleum eingerieben. Eine besorgte Mutter brachte als Beweis in ihrem Taschentuch eine zerdrückte Laus.

Zur Überraschung aller geriet die alte Juliška angesichts der Laus in große Aufregung. Im Dorf hatte es doch schon immer Läuse gegeben, so wie man ständig Flöhe, Wespen, Hornissen bekämpfte ... auch Ratten, die so groß und böse waren, dass sie die Katzen jagten ... Die Mäuse betrachtete man hingegen als Haustiere, die den Katzen als Futter dienten, weswegen man sie nicht, wie die ewig hungrigen Hunde, zu füttern brauchte.

Eigentlich war das mit den Läusen eine Epidemie, will sagen eine Seuche größeren Ausmaßes. Kilometerweit um das Städtchen Nuštar gab es kein Kind mehr, das sich nicht wie ein Soldat oder ein Zuchthäusler mit rasiertem Kopf zur Schule schlepte ... Die Läuse nisteten auf den kleinen Köpfen der Kinder, die nie badeten, wie auch derer, die jeden Samstag ein Bad nahmen. Alle waren kahlgeschoren: die kleinen Kroaten, Serben, Deutsche, Ungarn, Juden ... Jede dieser Volksgruppen regte sich über diese Ungerechtigkeit auf und behauptete, auf Sauberkeit zu achten, während alle anderen Schmutzfinken seien, die wie die Katzen das Wasser scheuten. Am lautesten waren die Deutschen, weil sie sich schon immer als die Avantgarde der Sauberkeit betrachteten.

Zu jener Zeit fertigte man noch keine Anzüge für U-Bootleute aus Menschenhaar an. Niemand konnte verstehen, was der Sinn dieser Katastrophe sein sollte, die keinesfalls zur politischen Klärung beitrug: Die Läuse sind gegenüber Rassenfragen gleichgültig und ziemlich apolitisch.

Um Juliška waren also mehrere Mütter versammelt, alle kamen mit derselben Geschichte. Unter dem Licht einer flackernden Glühbirne besah man noch weitere Beweisstücke.

»Es gibt Krieg!«, schloss Juliška.

Sobald sich in Nuštar verbreitete, was Juliška gesagt hatte, wussten alle, Männer wie Frauen, dass es Krieg geben würde.